Blüten.

Skizzen von Paul Glasenapp.

I. Veilchen.

Die Feierabendglocke schlug. Die Tagelöhner verließen den Gutshof und schritten ihrer Behausung zu. Unter ihnen fiel ein schlankes, flachshaariges Mädchen auf. Es trug den straffen, wohlgeformten Körper mit jener lebensprühenden Leichtheit, die der Jugend eigen ist und mit einer seltenen Anmut der Bewegung, die eines stillen Beschauers Augen entzücken mußte.

Martha Götting wohnte mit ihrer Mutter in einem kleinen Taglöhnerhäuschen dicht an der Kirchhofsmauer.

Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt und das Geschirr gesäubert hatte, ordnete sie ihre Kleider und trat in die Haustür.

„Die Veilchen fangen an zu blühen", sagte von drinnen die Mutter.

„Wie schön! Da geh ich gleich und pflücke uns ein Sträußchen."

Der junge Gutsherr ging vorüber.

„Guten Abend, Martha! Sind wohl die ersten, die du da pflückst?"

Sie richtete sich empor und schaute ihn befangen an. Er war immer so freundlich zu ihr und sie hatte es gern, wenn er mit ihr sprach.

„Darf ich dem gnädigen Herrn meinen Strauß anbieten?" sagte sie zögernd und reichte ihm die Blumen hin, wobei ein tiefes Rot ihre Wangen bedeckte.

Er nahm sie freundlich dankend an und sagte: „Die ersten Blüten sind kostbar. Es wäre unbescheiden von mir, wollte ich dich berauben. Wir wollen teilen, nimm die Hälfte."

Sie nahm sie entgegen mit kindlicher Freude. Er grüßte freundlich und ging. Sie schaute ihm still beglückt nach und legte die Hand auf das unruhig klopfende Herz.

Kurze Zeit darauf heiratete der junge Gutsherr. Mit der jungen hübschen Frau zog Leben und Sonnenschein in das vereinsamte Schloß. Alles freute sich, daß es wieder eine Herrin gab. Nur Martha wurde stiller von Tag zu Tag.

Eines Tages arbeitete sie mit andern Taglöhnern zusammen auf dem Felde. Plötzlich ging ein Schrei des Entsetzens durch ihre Reihen. Auf der Chaussee kam im vollen Jagen der herrschaftliche Wagen daher. Die junge Herrin, welche selbst kutschierte, bemühte sich vergebens, über die beiden scheu gewordenen feurigen Rosse Herr zu werden. Sie schleuderten den leichten Wagen in toller Fahrt hinter sich her. Alle standen vor Schrecken fast starr. Die Weiber kreischten laut auf und erregten die durchgehenden Pferde nur noch mehr. Jetzt war der Wagen in ihre Nähe gekommen. Plötzlich sprang Martha vor die wild daherjagenden Rosse und hielt sie in ihrem rasenden Lauf auf. Sie wurde eine Strecke mit fortgeschleift, ehe der Wagen zum Stehen kam. Besorgt beugte sich die Herrin über ihre bewußtlos niedergesunkene Retterin. Sie winkte einige Arbeiter herbei und ließ sie in das Schloß tragen.

Der herbeigerufene Arzt zuckte bedenklich die Achseln. „Man muß auf das Schlimmste gefaßt sein! Schwere innere Verletzungen!"

Eine Stunde darauf erwachte Martha aus ihrer dumpfen Betäubung. Sie erkannte den Gutsbesitzer, der in Gemeinschaft mit seiner Frau nicht von ihrem Lager gewichen war.

„Wie geht es dir, Martha?" fragte er liebevoll.

Sie sagte mit matter Stimme: „Sorgt für meine Mutter!"

„Du sprichst gerade so, als wolltest du nie mehr gesund werden!"

Da lächelte sie wehmütig und sagte: „Ich fühle, daß ich sterben muß."

„Du darfst nicht so reden, Martha! Hast du einen Wunsch, so sprich!"

Er beugte sich über sie, um ihre Antwort zu vernehmen. Da hauchte sie ersterbend: „Küsse mich!"

Er blickte seine Gemahlin mit Tränen in den Augen an und erfüllte den letzten heiligen Wunsch der Sterbenden.

II. Rose.

Leutnant Salden hatte sich während des Manövers durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde den Fuß gebrochen. Der Pfarrer des nahen Dorfes hatte sich hilfreich seiner angenommen und ihm während seiner Genesung eine Heimstätte bereitet. Hildegard, des Pfarrers Tochter, pflegte ihn. Er hätte sich auch keine bessere Pflegerin wünschen können als sie. Wie wohl tat ihm jeder Dienst ihrer weichen, zarten Hände. Die schöne Sommerzeit erlaubte es, daß er sich viel im Garten aufhalten konnte. Die Rosen blühten reich und voll und ihr Duft weckte in seinem empfänglichen Herzen mehr als ein Gefühl pflichtschuldigster Dankbarkeit. Sein Verstand rechnete ihm zwar vor, welche Chancen eine Heirat bot, die von seinen Vorgesetzten unterstützt und gern gesehen war; doch eines Tages war es über ihn gekommen und er hatte ihr im Augenblicksgefühl seines überströmenden Herzens seine Liebe offenbart. Sie hatte mit tiefer, inniger Gegenliebe seine Liebe hingenommen, eine rote Rose vom hängenden Zweig gepflückt und sie ihm als stumme Antwort mit bebender Hand dargereicht. Da hatte er sie an sich gezogen und ihren rosenroten Mund geküßt. An dem Geburtstage ihres Vaters wollten sie sich verloben, bis dahin aber ihr Geheimnis hüten.

Eine glückliche, selige Zeit kam. Die dichten Rosenbüsche plauderten das süße Geheimnis der beiden Liebenden nicht aus.

Eines Tages kam ein Freund zu Besuch. Nach der Mahlzeit schlief der Pfarrer ein Stündchen. Hildegard hatte in der Küche zu tun. Die beiden Freunde suchten sich ein stilles, lauschiges Plätzchen hinter den Rosensträuchern. Sie hatten sich viel zu erzählen.

„Du bist auf dem besten Wege, eine Dummheit zu begehen, Rolf!"

Salden sah seinen Freund unsicher an.

„Verstehst du mich nicht? Nun, ich will deutlicher sein. Du hast dem Pfarrlöchterlein deine Liebe erklärt und ihr die Ehe versprochen. Ist's nicht so?"

„Woher weißt du — — ?"

„Denkst du, ich sei blind? Noch ist es Zeit einzuhalten! Denk an Irmgard, Rolf!"

Salden senkte das Haupt und schwieg.

„Nun?"

„Quäle mich nicht, Kurt! Ich habe mein Wort gegeben! Und ich werde es halten!"

„Das wirst du nicht tun! Denke an deine Karriere! Willst du das leicht erreichbare Ziel in dunkle Fernen entschwinden sehen? Was kann dir diese stille Rose des Landpfarrers helfen! Die Welt verlangt Leben! sprühendes Leben, Funken! Ach bah! Hand her und alle Skrupel beiseite! Sie wird einen Monat trauern und dann einen Hilfsprediger heiraten. Habe ich nicht recht?"

„Und wenn du recht hättest?"

„Endlich ein vernünftiges Wort! Keine Umschweife! Bis morgen abend mußt du frei sein. Für das andere laß mich nur sorgen."

„Muß ich, Kurt? Sage, sprich!"

„Du mußt!"

„Was soll ich ihr sagen, wenn ich vor sie hintrete mit heuchlerischem Herzen und sie mich so ernst und fragend mit ihren guten, treuen Augen anschaut? — — Ach Kurt, ich kann nicht! Laß mich! Laß mir Zeit bis —"

Da teilten sich die Zweige des Gesträuchs und Hildegard stand vor ihnen mit wehem, ernstem Lächeln und sagte: „Ich habe Ihr Gespräch mitanhören müssen, als ich den Garten betrat. Es ist nicht gut, gegen den Verstand zu predigen. Ich gebe Sie frei. Nehmen Sie die Erkenntnis mit hinaus in das funkensprühende Leben, daß des Landpfarrers Rose an eines haltlosen, schwankenden Mannes Brust nicht gedeihen kann, noch will, denn sie ist still, aber auch stolz. Sie kennen ja das Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen!"

III. Vergißmeinnicht.

Der junge Bursche wanderte rüstig dem Dörfchen zu. Jetzt stand er auf der Höhe und schaute hinab zu jenem Häuschen, das abseits der Dorfstraße, an einem Hohlweg lag. Dort wohnte die Eine, die Herzensbraut. Vor drei Jahren war er hinausgewandert in die weite Welt, um sein Glück zu versuchen. Sie hatte ihm das Geleit gegeben durch den Wiesengrund, ihm ein Sträußchen Vergißmeinnicht stumm in die Hand gedrückt und dann tränenden Antlitzes Abschied genommen. Er hatte in ihre treuen, blauen Augen geschaut und ihr zugeflüstert: „Ich denke dein, immer!"

Jetzt klang das sonntägliche Glockengeläut vom Kirchlein zu ihm herüber durch die Stille. Er stand regungslos und lauschte. Seine Gedanken eilten voraus. Er sah sie zur Kirche gehen mit dem Mütterlein. Nun schritt er eilig vorwärts. Unerkannt ging er quer durch das Dörflein zur Kirche. Vorsichtig um sich schauend trat er ein und stellte sich hinter einen Pfeiler. Bald hatte sein suchendes Auge den Raum durchflogen. Dort saß sie und neben ihr die Mutter.

Die Gemeinde sang den Schlußvers und jeder suchte den Ausgang. Er war der erste, der hinausging. Schnell stellte er sich hinter einen Maulbeerbaum, der, umgeben von dichtem Fliedergebüsch, an der Kirchhofsmauer stand. Niemand beachtete ihn. Die Kirchgänger schritten auf dem Kieswege der Dorfstraße zu. Jetzt erkannte er auch sie. Neben ihr und der Mutter ging eine hochgewachsene Männergestalt. Sie sprachen miteinander „Wilhelm und du" nannte sie ihn.

„Luise!" kam es leise von seinen Lippen, doch niemand hörte ihn. Eine Weile noch stand er regungslos hinter dem Baume und starrte vor sich hin, dann schritt auch er durch die Tür auf die Dorfstraße zu. Er schämte sich, offen durch das Dorf zu gehen, und schlich auf Umwegen hinunter zum Dorfkrug.

„Soll es wieder heimwärts gehen?" fragte der Krüger.

„Daheim und doch nicht daheim!" murmelte der Bursche.

Der Wirt sah ihn verständnislos an.

„Wollt Ihr noch weit?" fragte er nach einer Pause.

„Ja und nein! Wer weiß! — Seid Ihr schon lange im Dorf?"

„Ein knappes Jahr erst. Warum?"

„Möchte gern auf eine Frage Antwort haben und dann gehen! Kennt Ihr die Luise draußen am Hohlweg?"

Der Krüger nickte.

„Nun, so sagt mir, hat sie sich einem Burschen versprochen, der Wilhelm heißt?"

Der Krüger sah ihn erstaunt an.

„Soviel ich weiß, hat die Luise keinen Schatz und der junge Bursche ist ihr Vetter. Die Mutter ist ihm vor kurzem gestorben und da ist er zur Tante gezogen und hilft in der Wirtschaft."

Der Wanderbursche riß die Augen weit auf, dann sprang er auf, warf Geld auf den Tisch und stürzte hinaus, hin zum Hohlweg. Jetzt stand er vor dem Häuschen. Leise betrat er den Hausflur, dann stand er still und lauschte. Drinnen wurde erzählt. Nach einer Weile pochte er mit seinem Knotenstock an.

„Wer ist da?" fragten sie von drinnen.

Jetzt kam jemand, um zu öffnen. Luise war es. Sie schrie laut auf vor Freude, als sie ihn sah und warf sich ihm jubelnd an die Brust.

„Hast mein gedacht, mich nicht vergessen?" fragte er innig, ihr in die klarblauen, treuen Augen schauend, und küßte ihren Mund.

Bei Bismarck zu Tisch.

(Von Philipp Scheidemann.)

Die nachstehende amüsante Plauderei stammt aus der Feder des bekannten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Scheidemann:

Bismarck als Gastgeber ist schon oft geschildert worden. Hat doch so ziemlich jeder, der einmal „bei Bismarcks" ein Glas Wein getrunken oder eine Zigarre geraucht hat, ein Buch darüber geschrieben. Wenn ich als Beitrag zur Säkularfeier des berühmten Staatsmannes auch meine Erlebnisse an Bismarcks gastlicher Tafel zu schildern unternehme, so mögen die immerhin etwas eigenartigen Umstände, unter denen ich Tischgast des Fürsten Bismarck gewesen bin, die vielleicht an sich überflüssige Bereicherung einer ohnehin schon überreichen Memoirenliteratur einigermaßen entschuldigen.

Also: es war im April 1883, als ich, gelernter Setzer und Sozialdemokrat, auf Wanderschaft ging. Mir lacht auch heute noch das Herz im Leibe vor Vergnügen, wenn ich daran denke. Jung und lebensfroh und die ganze Welt offen! Hatte ich doch ermittelt, daß ich durchschnittlich fünfzehn Groschen tägliche Einnahmen so gut wie gewiß hatte. Eine Mark gab es regelrechtes Reisegeld von der Organisation. Eine weitere halbe Mark bekam man damals mit Leichtigkeit noch nebenher, wenn man in den Druckereien „Gott grüß' die Kunst" sagte. Ab und zu gab es dann noch einen kleinen Zuschuß aus der Heimat, warum hätte ich da nicht froh und guter Dinge sein sollen?

Mitunter freilich ging es doch knapp her, ich will's nicht verschweigen, nämlich dann, wenn man in den größeren Städten nach Empfang seiner Gelder ein wenig über seine Verhältnisse gelebt hatte.

Ich hatte zwei Reisekameraden, die sich auch dann zu helfen wußten: sie gingen einfach fechten. Das lag mir nicht, und ich habe es auch nie gelernt. Ein einziger Versuch, den ich vor Jahr und Tag einmal unternahm, scheiterte kläglich.

Der März 1884 bescherte uns eine Anzahl wunderbarer Vorfrühlingstage. Unsere Berliner Ranzen hatten wir in den Chausseegraben geworfen und schmauchten unsere Pfeifchen. Wir debattierten lebhaft über hundert Dinge, stellten schließlich fest, daß es mit unseren Finanzen geradezu trostlos bestellt sei, und schimpften dann tüchtig auf Bismarck, der nun einmal nach unserer Ansicht an dem allgemeinen Unglück in der Welt schuld war. Wir hatten beim Kaffeetrinken wieder allerlei über diesen Menschen in einer fortschrittlichen Zeitung gelesen.

„Bismarck! Habt Ihr heute morgen nicht gehört, wie der Katzoff, Metzger, erzählt hat, daß es auf dem Bismarckschen Gut hier in der Nähe duftes (gutes) Mittagessen für alle Kunden (Handwerksburschen) gibt! Gehen wir hin!" So der Schwabe Hönle.

„Ja, ich hab's gehört. Man muß freilich zwei Stunden Umweg machen, wenn man das mitnehmen will. Ich bin aber dafür. Wir haben ja sowieso nichts zu versäumen!" So mein Landsmann Stefan.

Ich: „Ihr seid doch alle verrückt. Ich laufe nicht zwei Stunden um eine Suppe. Und dann will ich von dem Bismarck überhaupt nichts!"

Langer Streit. Schließlich marschieren wir weiter. Unsere Mägen knurrten immer lauter. Ich hatte gehofft, mir durch noch ein Pfeifchen den Appetit zu vertreiben, aber vergebens. Auf einmal standen wir am Scheideweg. Jetzt hieß es entweder geradeaus, dem fernen Ziel zu, oder links ab zu Bismarck, wo die würzigen Suppen dampften. Ich befand mich in einem schweren Gewissenskonflikt, aber die anderen hatten die Mehrheit. Und wenn ich auch noch so laut auf Bismarck und seine Bettelsuppe schimpfte, schließlich unterwarf ich mich gar nicht so ungern dem demokratischen Prinzip des „Mitgefangen — Mitgehangen!", und ging mit.

Je mehr wir uns dem Gute näherten, desto mehr stieg unser Appetit. Wir suchten uns nun auszumalen, was es wohl geben würde. Erbsen? Linsen? Bohnen? Und wie viel Speck würde wohl auf jeden kommen? Wir erzählten uns zum soundsovielten Male, was wir in der Heimat am liebsten gegessen hatten, und schwelgten im voraus in allerlei Genüssen, als wir endlich vor dem Gutshof standen. Ein riesiger Köter (ich lasse es den Bismarck-Philologen, zu untersuchen, ob es Tyras war) sprang auf uns zu und bellte fürchterlich. Aber wir hatten schon unsere Erfahrungen gemacht und wußten: Hunde, die so bellen, beißen nicht.

Ein Knecht wies uns, ohne ein Wort zu sagen, nach einer Türe. Wir klopften an und traten dann ohne weiteres in eine riesige Küche ein. Eine mittelalterliche Köchin mit ein paar Armen, die mir ungeheuren Respekt einflößten, wies uns eine Bank an, auf der wir Platz nehmen sollten. Unsere Berliner legten wir auf den Fußboden.

Es gab Erbsen. Darüber konnte nun kein Zweifel mehr bestehen. Dafür hatten wir alle drei erprobte Nasen. Das Wasser lief mir im Munde zusammen in Vorausahnung dessen, was nun kommen sollte. Mit wachsender Spannung sahen wir den Hantierungen der Köchin zu. Sie nahm ein großes Stück gekochten Speck, zerschnitt ihn in kleine Scheiben und warf dann alles in einen Topf von respektablen Dimensionen. Ich kam mir vor wie in einem Märchen. Was war das für ein Glück, wenn jeder einen solchen Topf voll kriegte! Mein Magen stimmte mir beifällig knurrend zu.

Es sollte anders kommen. Die Köchin schob mit den Füßen ein dreibeiniges Gestelle in die Mitte der Küche, stellte den Topf darauf und gab dann jedem von uns — einen Löffel. Also so!? Wir sollten zu dritt aus demselben Topf essen! Das war mir nun eigentlich in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Aber alle aufsteigenden Bedenken knurrte mein Magen energisch nieder. Ich tauchte den Löffel in den Pott und labte mich. Ah, wie das schmeckte! Erbsen und Speck nach dreistündigem Marsch an einem frischen Märztage, und dabei neunzehn Jahre alt! Ich sah auf meine Kameraden und bemerkte mit Vergnügen, daß es ihnen nicht minder schmeckte.

Da aber — zwischen Lipp und Löffelrand kam das Verhängnis. Während ich den Löffel wieder zum Munde führte, warf ich einen Blick auf Hönle, und es war mir plötzlich, als hätte ich einen haarigen Kartoffelkloß im Halse stecken. Hönles Nase hatte sich in eine Tropfsteinhöhle verwandelt. Ich stieß verzweifelt Stefan an, der sofort die Maulsperre kriegte, und wirklich, wir sahen nun, wie der Tropfen fiel — mitten in Erbsen und Speck!

Mit dem Tropfen fielen auch unsere Löffel in den Topf, und mit den Löffeln fielen Worte wie „Schuft! — Schwein! — Zwei Stunden Umweg! — Alles vorbei! — Hunger! — Dreckiger Kerl!"

Als Stefan auch zu Handgreiflichkeiten überging, hatte die Köchin wohl kein Interesse an der weiteren Entwicklung der Begebenheiten. Sie riß die Türe auf und schrie nach einem gewissen Krischian. Da uns an neuen Bekanntschaften in Bismarcks Hause nichts gelegen war, nahmen wir unsere Berliner und zogen ab.

Die Abrechnung mit den Tropfnasenkunden war zwar grausam, aber gründlich. Ich hätte nie geglaubt, daß einige Löffel Erbsen sich sofort in solche Gewandtheit und Kraft umsetzen könnten. Natürlich haben wir uns von dem ungebildeten Menschen sofort getrennt. Der Plebejer paßte nicht in unsere feine Gesellschaft.

Bei Bismarck habe ich dann nie wieder gespeist. Grundsätzlich nicht.

— **Rettender Gedanke.** Joffre: „Schlimmstenfalls führe ich die Fremdenlegion nach Frankreich. Die muß doch siegen, wo in ihren Reihen so viele Deutsche stehen."

— **Aus der Zeit.** „Wer ist denn von Ihren Schülern der Tüchtigste?"

Lehrer: „Der Fritz Müller ist der Hindenburg meiner Klasse."

— **Bedenkliches Lob.** „Nun, wie hat Ihnen denn mein neues Weinchen geschmeckt?"

„O, wenn ich nur daran denke, läuft mir das Wasser im Mund zusammen!"

Der Film.

Von Fritz Müller.

Ich saß im Kino, und es war wieder der alte, süße Kitsch.

„Zum Brechen", sagte jemand links von meinem Platz.

„Zum Entzücken", sagte eine rechts von mir.

„Nun", sagte ich begütigend nach links und rechts, „es ist eben ein Stück von vor dem Kriege. Gleich aber kommt laut Programm ein richtiges Kriegsstück."

Und dann kam es wirklich. „Gefunden in Feindesland" wurde der Titel verheißungsvoll auf die Leinwand hingeschmissen und blieb dort so lange, bis der letzte Abc-Schütz im Saal ihn herunterbuchstabiert hatte. Darauf stellten sich die Hauptdarsteller vor; ein bischen lächelnd und ein bischen an das Filmhonorar denkend. Und man sah, es war ihnen selbst ein wenig peinlich. Danach flimmerte das herunter. Die übliche Verliebung mit dem Finger am Mund: „Soll ich?" — „Soll ich nicht?" Na ja, sie sollten also. Aber dann kam das ebenso übliche Donnerwetter von einem rabiaten Vater, der eine Reihe Möbelstücke zusammenschlug. Die Möbelstücke waren vorher vorbereitet. Man sah es an einem Stuhl, der schon zusammenknickte, bevor des Vaters Faust ihn traf.

Bis hierher also war alles friedlich. Dann setzte der Krieg ein, der echte Krieg. Und der Bräutigam war natürlich bei den Ulanen und ritt blendende Aufklärungsritte, bestehend aus einer atemlosen Reihe sauber zusammengenähter Abenteuer. Und das Ganze war natürlich von einer billigen und durchsichtigen Kolophoniumstechnik. Aber weiß der Teufel, es packte doch! So gewaltig ist dieser Krieg, daß seiner Waffen Blitzen auch den ausgemachten Schund noch vergolden.

Dann kam das Wiederfinden der vom Vater verjagten Geliebten. Es war alles sehr sauber auseinandergereiht und klappte vorzüglich. Und es verschlug der Stimmung nichts, daß das fortwährende elegische abendliche Herumlaufen des Ulanenoffiziers zwischen lauernden Feindesbajonetten vom militärischen Standpunkt aus Blech war. Denn ein normaler Mensch mit dem hundertsten Teil des Spiritus, der für einen Ulanenoffizier verlangt wird, hätte das ganze aufgebotene lauernde Gesindel sogar während des Schnäuzens unfehlbar entdecken müssen. Dann hätte aber natürlich das Stück nicht geklappt. Es war soweit alles in der Ordnung.

Darauf zog der Ulanenoffizier von siebenundzwanzig Gefahren umstellt, die vom Kinoregisseur sorgfältig in die linke Brusttasche des Helden gesteckte Photographie der armen Braut hervor. Und es war sofort klar, daß das Original knapp vor dem Kriege die Frau des ungeliebten französischen Schloß- und Parkbesitzers geworden sein mußte, den wir vorher unter den Darstellern im Bilde kennen gelernt hatten. Mußte, denn das Kino verlangte es —! Der Offizier aber begann das Bild zu küssen, mit Leidenschaft, mit Sehnsucht, mit Selbstvergessenheit, während die umlauernden rothosigen Gefahren sich immer dichter zusammenzogen. Es war eben ein „echter" Kriegsfilm...

Als der Ulanenoffizier das Bild zum dreiundvierzigsten Male ostentativ im Kinomondlicht geküßt hatte, war meine Nachbarin zur Rechten empört. Nicht über die Küsse natürlich, sondern weil ich angeblich: „Uah — uuaaah" gemacht hätte, wie ich später von ihr erfuhr. Nun bitte ich Sie: Warum ist's denn im Kino dunkel, wenn man nicht mal gähnen darf? Und das Gähnen war auch sonst gerechtfertigt. Denn ich wußte natürlich jetzt den zwangsläufigen weiteren Verlauf des Kinostücks aufs Haar genau voraus: noch enger würden die Gefahren werden — noch unulanischer der Gesichtsausdruck des Helden — und selbstverständlich würde die Heldin ihn im kritischsten Augenblicke auf die unwahrscheinlichste Art der Welt retten...

„Uah — uuuaaah . ."

Aber was war denn das?

Der Ulanenoffizier hörte mit dem blödsinnig schmelzenden Photographieküssen auf, bevor das regisseurlich vorgeschriebene Hundert voll war. . .? Der Ulanenoffizier wandte sich gegen das Publikum . . .? Der Ulanenoffizier konnte sprechen. . .?

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte er, „aber ich habe jetzt vernünftigerweise zu schlafen, damit ich und die Meinigen morgen früh beim Zeug sind, wenn es Ernst wird. Und auch was meine Liebste betrifft — he, Marie, tritt mal vor!"

Da kam sie auch schon ungeziert und frisch hinter dem Gebüsch heraus.

„— und auch was meine Braut betrifft", fuhr der Offizier erklärend fort, „so ist es ihr selbstverständlich nicht im Traume eingefallen, den blödsinnigen Dattel von einem Parkbesitzer zu heiraten, den Euch vorhin der Kinoregisseur vorgestellt hat, sondern sie ist da, wo deutsche Frauen heute hingehören: zu Hause bei der Arbeit. Und auch ich bin morgen da, wo deutsche Männer heute hingehören, bei meiner Arbeit — nur gestatten Sie vorher, daß ich das dumme, maskierte Statistengesindel (zwei Mark fünfzig die Person für die Filmaufnahme), das von mir auflauernden Feind markieren soll, ebenfalls in die Klappe schicke — heda, meine Herren!"

Aus den Büschen kroch es rothosig und höchst unkriegerisch heraus, bedankte sich verlegen bei dem deutschen Offizier für die geschenkte Arbeit und verschwand.

Dann wurde es ein wenig dunkel im Saal, worauf ein neuer Morgen auf dem Film aufging.

Das war ein Morgen! Ohne alle Statisterei stieg der junge Tag in den Saal und mit ihm der Krieg. Der echte Krieg, nicht der Filmkrieg. Aus erwachten Schützengräben gähnte das Grauen einer Sturmnacht. Verwundete wurden durch den Morgennebel getragen. Einer grüßte noch im Sterben militärisch. Durch die Lazarette ging der Jammer und die Hoffnung. Vor einer Karte saß ein General mit übernächtigem Gesicht. Ein Regiment zog schwankend ein, es war die ganze Nacht marschiert, marschiert. . . Und da war auch der Ulanenoffizier mit seinen Leuten, sie ritten keine glänzenden Attacken mit Bügelfalten in den Hosen, sondern sie waren abgesessen und arbeiteten an Schanzen. Nicht für zwei Mark fünfzig Pfennig die Person, sondern fürs Vaterland. Und sie waren ebenso dreckig als guten Mutes.

Dann aber gab es doch einen Angriff, einen vom Feind. Kugelsaaten flogen über die Leinwand. Seine Majestät, der Krieg, trat selbst auf. Rot stapfte er über die Leinwand mit einem entsetzlichen bezwingenden Gesicht. Und das Rot fuhr mit wabernden Feuerfingern über die Leinwand und schwoll auf, floß über die Leinwand, und jetzt — Herrgott, was war das? — floß es rot von der Leinwand in einem Strome in den Saal zwischen die Zuschauerreihen — und der Krieg selber löste sich schweigend von der Leinwand, groß und schauerlich, und stieg herab zu einer erschauernden Menschenmasse im dunklen Raume. . .

Da hatte mich jemand am Aermel gezupft.

„Was ist — was ist denn?" sagte ich abwesend.

„Das Programm ist längst abgewickelt," knarrte der Kinodiener, „Sie dürfen hier nicht schlafen, Herr."

Aus einer Berliner Schöffengerichtssitzung.

Vorsitzender (zum Zeugen): „Also Sie fühlen sich durch den Ausdruck Fatzke, den der Angeklagte Ihnen gegenüber angewendet hat, beleidigt?"

Zeuge: „Jawohl, Herr Amtsgerichtsrat."

Vorsitzender: „Können Sie mir den Sinn dieses Wortes erklären?"

Zeuge: „Aber Herr Amtsgerichtsrat, das weiß doch jeder Dienstmann, was ein Fatzke ist."

(Der Gerichtshof beschließt die Hinzuziehung eines in der Nähe des Gerichtsgebäudes postierten Dienstmannes als Sachverständigen. Der Sachverständige erscheint.)

Vorsitzender: „Dienstmann, wissen Sie, was ein Fatzke ist?"

Dienstmann: „Aber jewiß, Herr Jerichtshoff!"

Vorsitzender: „Dann erklären Sie uns, bitte, das Wort."

Dienstmann (sich verlegen den Kopf krauend): „Fatzke? (nach einigem Ueberlegen) Ja, Herr Jerichtshoff nat 'n richtjer Fatzke is, det is eber 'n Fatzke durch und durch."

Der rettende Gedanke.

Drei Wanderer kehren an einem heißen Sommernachmittage in einem Dorfwirtshause ein. Sie lechzen nach einem kühlen, erfrischenden Trunke; aber was ihnen der Wirt kredenzt, ist matt und abgestanden. Trotzdem wird es von den nahezu verschmachteten Touristen hinuntergestürzt. Wenn es doch nur ein frisches Glas gäbe! Plötzlich kommt dem einen ein rettender Gedanke. Draußen auf dem Hofe arbeiten sechs Maurer! Er öffnet ein Fenster und ruft: „Heda, Leute, wollt ihr nicht ein Glas Bier trinken?" — „Jawohl!" schallt es sechsstimmig zurück. — „Nun, Herr Wirt — tragen Sie den Maurern sechs Glas Bier hinaus, und dann bringen Sie uns noch drei!"

Die Bestellung ist kaum erfolgt, so pflanzt der Wirt drei Gläser mit dem bekannten trübseligen Inhalt auf den Tisch.

„Aber erst sollten doch die Maurer . . ." — „Ach was, die Kerle können warten; erst kommen die Gäste!"

— **Ein Moderner.** „Ihr Bild fertig?"

„Pech gehabt! Meine „Mädchen bei der Balltoilette" noch nötz — bedusselt heimgekommen — d'raufgefallen — Unglück fertig!"

„Schade, verlorene Arbeit!"

„Verlorene Arbeit?" Nee, einfach „Schafe im Schneesturm" d'raus gemacht!"